

Ernst Fischer

Was in der Kirche besser geworden ist in den letzten fünfzig Jahren.

Für den Breklumer Volkskalender 1975

Als ich Pastor in Lüttau geworden war, studierte ich die Chronik der Gemeinde und das Protokollbuch der kirchlichen Körperschaften, um mich über die Geschichte der Gemeinde in den letzten zehn und zwanzig Jahren zu informieren. Ich fand ein Sitzungsprotokoll aus dem Jahre 1924, von dem zwei Seiten durchgestrichen waren. Der Pastor, Vorgänger meines Vorgängers, hatte das Protokoll über die Sitzung bereits vor der Sitzung geschrieben. Der Kirchenvorstand hatte aber seine eigene Meinung gehabt und sie auch durchgesetzt. Das Protokoll mußte neu geschrieben werden. Ein beachtenswertes Zeichen.

Heute ist es selbstverständlich, daß sich Kirchenälteste nicht mehr bevormunden lassen. Sie wollen überzeugt und gewonnen werden, wollen eigene Initiativen entfalten und haben die Gelegenheit dazu. Die Mitarbeit der Laien hat sich über den Kirchenvorstand hinaus in erstaunlichem Maße ausgeweitet, besonders die der Frauen. Ein Arbeitertag in Lauenburg/Elbe vereinigte vor ein paar Jahren mehr als 500 Mitarbeiter, von der Mütterschulleiterin bis zur Kindergottesdiensthelferin, vom Vorsitzenden der Synode bis zum Austräger des Gemeindeblattes. Es gibt keine öffentliche Institution, die über einen so großen Kreis engagierter Kräfte verfügt wie die Kirche.

In der Chronik von Lüttau fiel mir eine statistische Angabe auf: 1925 durchschnittlicher Kirchenbesuch 14. Diese statistische Durchschnittszahl zeigt, daß der Pastor sich an einigen Sonntagen im Jahr mit seiner Frau, dem Organisten, dem Kirchendiener und mit ganz wenigen oder gar keinen Gottesdienstbesuchern abfinden mußte.

Das Jahr 1925 war der absolute Tiefpunkt. Die Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges wurden sichtbar. Die Kirche hatte sich allzusehr mit Kaiser, Krieg und Sieg identifiziert, als daß die Menschen nach dem Grauen des Krieges und nach der Niederlage von 1918 noch etwas von der Predigt erwarteten. Allerdings bahnte sich im Verborgenen schon etwas Neues an. Der Theologe Karl Barth hatte in einem aufregenden Buch über den Römerbrief „Gott als den ganz Anderen“ erkannt, ganz anders als Menschen sich ihn vorstellen und wünschen. Daß Martin Luther von „dem verborgenen Gott“ spricht, wurde neu entdeckt. Gottes Offenbarung im gekreuzigten Christus allein begann wieder in den Mittelpunkt der Predigt zu rücken. Als der Nationalsozialismus seine Religion von Rasse, Blut und Boden in unserem Volk durchzusetzen versuchte, widerstand die Kirche den Verlockungen und Drohungen. Weit über den Kreis der Bekennenden Kirche hinaus bestimmte die 1. These der berühmten Barmer Erklärung von 1934 den Grundton der kirchlichen Predigt:

„Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, den wir im Leben und Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Wort Gottes auch noch andere Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“

Im Augenblick der deutschen Katastrophe 1945 war die Kirche nicht der verachtete Haufen, zu dem Hitler sie machen wollte. Für Millionen wurde sie Stätte des Trostes und der Aufrichtung. Eine Neuaufgabe der Gottlosenbewegung von 1925 hat es nicht gegeben. Auch die Fernstehenden werteten die Kirche als einen Faktor, ohne den eine neue Ordnung nicht zu denken sei. Allerdings ist im letzten Jahrzehnt Politisches, Soziales, Moralisches auch Revolutionäres hier und da in die Predigt eingeflossen und wieder daraus verschwunden. Aber der Grundton evangelischer Predigt: „Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit“ ist geblieben.

Als ich 1927 in Kiel studierte, war die Zahl der Theologiestudenten kleiner als die der Professoren und Dozenten. Nur ganz wenige junge Menschen wollten Pastor werden. Als es wieder etwas aufwärts ging, wurde die Entwicklung durch Hitler und den Krieg jäh gebremst. 1939 hatte unsere Landeskirche etwa 400 Pfarrstellen, von denen 350 besetzt waren. Heute sind es etwa 900, und keine Pfarrstelle braucht lange auf Besetzung zu warten, wenn sie vakant geworden ist. Gemeindeschwester, Organist und Kirchendiener sind die Mitarbeiter des Pastors, wie man sie seit langer Zeit kennt. Heute stehen darüber hinaus zahlreiche Männer und Frauen mit neuen Berufen im Dienst der Kirche am Menschen: Sozialarbeiter, Jugendleiter, Kindergärtnerinnen, Heilpädagogen Hauspflegerinnen, Dorfhelferinnen – sie alle vornehmlich in der Diakonie; dann die unentbehrlichen Verwaltungsleute, damit alles seine Ordnung hat.

Anders als vor 50 Jahren nimmt die Kirche durch die Kirchensteuer am Wohlstand in Deutschland teil. Das ist Glück und Last zugleich: Glück, weil die Kirche über Mittel verfügt für ihre Aufgaben und Bedürfnisse; Last, weil es gilt, peinlich darauf zu achten, daß kein Pfennig verkehrt ausgegeben wird. Was der Ehre Gottes dient, der Ausbreitung seines Wortes und dem Dienst am Menschen muß in den Synoden und Kirchenvorständen sorgfältig abgewogen werden.

1938 brach bei Sturm in meiner Kirche der Kaiserbalken in der Spitze des Turmes. Es gab weder Mittel noch Menschen, um die Reparatur durchzuführen. Hätte sich nicht zufällig am Anfang des Krieges ein Flaksoldat angeboten, der in der Nähe lag – im Zivilleben Schornsteinbauer –, die Wetterfahne hätte jahrelang traurig nach unten weisen müssen. Das ist alles anders geworden. Unsere Kirchen sind in Stand.

Als die Vertriebenen am Ende des Krieges in unser Land verschlagen wurden, mußten viele zu ihrem Schmerz feststellen, daß der Weg zur Kirche weit war, sehr weit, namentlich in Holstein. Ein „Kapel-lenbauprogramm“ für den Bau von 100 Kleinkirchen wurde aufgestellt und durchgeführt. Die Zahl der Gottesdienste in erreichbarer Nähe hat dadurch erheblich zugenommen. Wo man früher 10 und 20 Kilometer fahren mußte, ehe man eine Kirche in den Blick bekam, winkt heute ein neuer Turm und ruft eine neue Glocke.